

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 9

Altena, den 3. März

13



Ihrem Alter voraus?

Es ist nun schon ein ganzes Weibchen her, das wir Eltern in dem Alter waren, in dem der Geist des jungen Menschen die ersten kühnen Versuche zum Flug in das Licht des Verständnisses für seine Umwelt und das was mit ihm vorgeht, unternimmt. Wir haben nun selber Kinder, die in diesem Alter sind. Mit ihren überauswachen Erkenntnissen und Folgerungen sehen sie uns in Erstaunen. Denn wir haben die Zeit längst vergessen, in der wir, wie sie heute, geistig ausgeschlafen, überlastet waren und daher ein großes Aufnahmevermögen besaßen. Und dieses Erstaunen über unsere kleinen Schläferchen hat seine Gefahren. Besorgte Eltern fürchten für die Gesundheit ihrer Lieblinge, reden von zu früher Reife, beklagen die ernsthafte Erkrankungen in deren Folge, und sehen in Angsträumen Spuren von Degeneration, von abgängiger Entwicklung. Anders wieder schwellt die Brust über ihre Erziehungs- und Abstammungserfolge. Und man versteht nicht, das kleine Wunder jeder sich irgendwie von weitem zeigenden Tante vorzuführen, die dann pflichtschuldig und heftig in das allgemeine Loblied mit einstimmt. Das ist nun mindestens eben so falsch. Klüger wäre es, sich ruhig zwischen Sorge und Bewunderung zu halten, den jungen Geist nicht mit allerlei Künsten und Wägen zu belasten und sich an jeder von selbst sich zeigenden Spur von Entwicklung herzlich zu freuen, ohne dieser Freude lauten Ausdruck zu geben. Zum mindesten darf das Kind nie davon erfahren, und wenn man klug ist, die Erwachsenen auch nicht all zu viel. Denn sie hören mit anderen Ohren, als wir Eltern, fühlen oft Ueberbeugung und Uebertreibung. Und das schadet letzten Endes nur dem Kind.

Wie harmlos und wenig bedeutungsvoll doch ein frühes „Können“ bei einem kleinen Menschen ist, geht aus folgendem Beispiel hervor. Mein Töchterchen konnte mit zwei Jahren selber von 1-20 zählen. Später verlag es diese Kunst. Und erst jetzt, mit 5 Jahren, verlangt es den begrifflichen Anknüpf an die Zahl und ihre Bedeutung. Das heißt, es zählt nun aus eigenem Antrieb alles, was ihm in den Weg kommt, und zählt es richtig. Es ist also der Beweis erbracht, daß es in der früheren Periode lediglich die Klangfarben der Zahlen im Ohr behalten hatte und diese nachplapperte, wie es Tante Julchens Papagei auch kann.

Es ist ja nur zu natürlich, daß wir die kleinen und größeren Entwicklungszeichen bei unseren Kleinen mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgen. Keinesfalls aber dürfen wir bei einem in seinem übrigen Verhalten und Fortkommen normalen Kinde uns bemühen, einen fördernden Einfluß auf die geistige Entwicklung zu gewinnen. Auch im Hinblick auf die Schule ist das vom Uebel. Die Schule rechnet mit einem normalen Auffassungsvermögen und geringen, kaum zu zählenden Kenntnissen der Dinge, die sie vermitteln soll. Kommt nun ein Kind mit allerlei fragmentarischen Wissen, das mit viel Liebe und Ehrgeiz, aber mit wenig Sachkenntnis der zur Zeit geübten Pädagogik beigebracht wurde, in die Schule, so wird es verwirrt. Ab und zu bekommt es Gelegenheit, sich über seine Mitschüler zu erheben, denen es im übrigen geistig durchaus nicht überlegen ist. Das ganze Bild wird verschoben und letzten Endes dem Kind das Leben schwer gemacht, das bald, wenn der geringe Vorrat vorweggenommener Kenntnisse erschöpft ist, die Lust am nun schwierigeren Vorwärtkommen verlieren muß.

Zu früh entwickelte Kinder sind selten, und noch seltener gewahren sie mit dieser frühen Entwicklung eine Aussicht für die Zukunft. Aber da sie so selten sind, liegt für normale



Ehrenvolle Berufung einer deutschen Sportlerin nach England.

Martel Jacob, die hervorragende deutsche Speerwerferin und vielseitige Sportlerin, hat jetzt ihre Stellung als Sportlehrerin in England angetreten. Diese Berufung ist um so ehrenvoller, als es das erste Mal ist, daß eine Berufslehrerin zum Training der englischen Frauenleichtathleten verpflichtet wurde.

Eltern kein Grund zur Befürchtung vor, jedoch auch kein Grund zur Ueberschätzung.

Maria Elisabeth Thormow.

„Ich habe jetzt keine Zeit!“

„Ich habe jetzt keine Zeit!“ Wie oft am Tage sagt es die Mutter, wie oft wird ein kleiner Quäler, der freudig, mit einer für ihn so wichtigen Angelegenheit herangeht, mit dieser Antwort abgepeitscht. „Später“ wird es vielleicht vergessen, oder das Mitteilungsbedürfnis des Kindes ist nicht mehr so stark vorhanden. Das Kind wird immer in seinen Spielkreis hineingezogen, bis es sich resigniert zurückzieht, und Mutter ganz allmählich von den Spielen ausgeschlossen wird, denn Mutter hat ja leider nie Zeit.

Muß es wirklich so sein? Gewiß, an uns Frauen werden heute viel größere Anforderungen gestellt, als früher. Nur Wenige können eine Hilfe im Haushalt leisten, alles muß parat und praktisch eingeteilt werden und erfordert doppelt Kräfte und eifriges Nachdenken der Hausfrau. Und dennoch — sollten wir nicht bei richtiger Einteilung ein wenig freie Zeit für unser Kind erübrigen können? Nicht für Verpflegung und Kleidung, — das ist wohl selbstverständlich — sondern für das Wichtigste, für die kleine, seine Kinderlebe, für seine rührende Gedankenwelt, für die entzückenden kindlichen Spiele. Uns geht sonst das Schöne verloren, was das Leben

der Frau zu geben hat, diese Jahre des Kindes, in denen es uns noch ganz allein gehört, in denen wir nicht mit fremden Einflüssen teilen müssen. Und lassen wir diese Jahre unbenutzt vorübergehen, haben wir uns nicht in dem Kinderherzen fest verankert, sind wir nicht ein geblieben mit dem Kinde, dann stehen wir später außerhalb seines Gedankenkreises und seines Geisteslebens. Später, wenn wir ruhiger leben können und soviel Zeit haben, dann steht vielleicht dieses harte Wort „Ich habe jetzt keine Zeit!“ trennend zwischen uns und dem Kinde.

Jede Mutter sollte sich das zur ersten Pflicht machen: für mein Kind bin ich immer da! Und wenn wirklich der Haushalt nicht ganz so horren ist, oder wenn sie auf manche persönliche Zeitverteilung verzichten muß, wird sie durch das große Glück, ein Kind zu besitzen und zu beobachten, wie das kleine Menschlein geistig und körperlich heranwächst, reichlich entschädigt. Es ist der größte Reichtum im Leben der Mutter, an allem teil zu haben, was das Kind bewegt. Steht die Mutter außerhalb der kindlichen Gedankenwelt, ist nicht sie der Platz, zu dem alle kleinen Wünsche und Nöte wandern, dann ist es ihre eigene Schuld. Das Kind hat das Bedürfnis, über alles zu sprechen, es verlangt Teilnahme und Verständnis, ganz besonders, wenn es heimlich mit einem kurzen „Ich habe jetzt keine Zeit!“ abgepeitscht wird, geht traurig von dannen. Es erinnert an einen Hund, der sich an seinen Herrn anschmiegen will, aber fortgestoßen wird.

Und wenn wir genau beobachten, werden wir finden, daß das Kind gar keine Zeit von uns beansprucht, sondern nur unsere Gegenwart, nicht einmal eine tatsächliche Beteiligung am Spiel. Es will vielleicht ein kleines Lob hören über einen schön gebauten Turm, oder wir sollen eine bunte Malerei begutachten oder kleine Anregungen zu einem neuen Spiel geben. Wir sollen aber nur da sein und uns, für Minuten vielleicht, aus unserem eigenen Gedankenkreis lösen und uns ganz auf das kindliche Denken einstellen. So viel Lust und Zeit kann jede Mutter für ihr Kind haben, trotz reichlicher Hausaufgaben. Sie wird selbst sehr bald spüren, wie viel inhaltreicher ihr Leben durch dieses Zusammenleben mit dem Kinde ist und wieviel Sonnenschein auf den Alltag fällt.

Siehe S. 34.

Mein Flug um die Welt

Von H. Bruck.

der Frau, welche, die Welt umflieg.

Die kürzlich von ihrem 30.000 Kilometer-Flug heimgekehrte weltbekannte Fliegerin erzählt hier, wie sie durch einen Zufall zum Flugport gelangte.

Ich liebte das Reisen von jeher und war oft allein oder mit meinem Manne unterwegs. Ich fahre auch selbst Auto, ans Alleen aber habe ich früher nie gedacht. Ich fand immer, die Luft wäre nicht sicher genug für mich. Eines schönen Julimorgens ging ich durch die Straßen Londons und blieb vor einem Schaufenster stehen, in dem ein nettes kleines Flugzeug ausgestellt war. „Hochzeitsreise-Typ“ nannte es sich und sah so anziehend aus, daß ich nicht so schnell von dem Fenster weggehen konnte. Der Preis stand auch dabei: 555 Pfund Sterling (11.000 Mark). „Unfinn“, sagte ich mir und schritt weiter. Doch ich konnte den Gedanken an dieses Flugzeug nicht los werden, und als ich meine Besorgungen erledigt hatte und mir noch eine Stunde bis zum Mittagsessen übrig blieb, ging

Venezianisches Glas

Wer weiß, ob einsam nicht die Lippen blähen. Die lachend einst sich diesem Reizrand neigten, Ob sich schicksalsschwere Jahre nicht wie Lasten Zuor den Körper und die Seele beugten!

Behütet, zugehüllt den Seltsamkeiten Wird dieses Glas; es fesselt hinter Scheiben Ein totes Dasein neben Kostbarkeiten Die stumm wie dieses stolze Kelchglas bleiben.

Doch wenn darin sich Sonnenringel fangen, Ist es, als wolle sich alle Glut entfachen, Als trägt nach warmen Lippen es Verlangen, Als lauscht es einem lang erforderten Lachen. Franz Mahle.

Erprobte Rezepte

Gebuckene Grießkuchensuppe. (Für 4 Personen.) Zutaten: 1/2 Liter Milch, 65 g Grieß, 20 g Butter, 1 Teelöffel Salz, 1 Ei, 1 Päckchen, 1/2 Liter Schmirböl, 1/2 Liter Wasser. Zubereitung: In die kochende Milch, welcher man Butter und Salz zugeben hat, rührt man Grieß ein, läßt ihn bis kochen und mengt nach dem Erkalten die verbleibenden Eier darunter. Mit einem Kaffeelöffel füllt man kleine Kugeln ab und bakt sie schwimmend in heißem Fett zu goldgelber Farbe. Beim Anrichten gibt man sie in die Fleischbrühe, aus Magg's Fleischbrühe wird hergestellt, und bestreut die Suppe noch mit Schnittlauch. A. B. K.

Fischgulasch. (Für 4 Personen, 1 Stunde.) Zutaten: 2 große Zwiebeln, 50 g Butter, 1 Liter Salz, 2 Pfeffer- und 2 Gewürzkräuter, 1 kleines Stückchen Lorbeerblatt, 1 Teelöffel Kümmel, 1/2 kg Fischfilet oder Karbonade, 10 Tropfen Magg's Würze, 1/2 Teelöffel Rosenpaprika. Zubereitung: Die fein gehackten Zwiebeln brät man in der Butter recht braun und füllt mit etwas mehr Wasser, als man zur Soße haben will, auf, gibt sämtliche Gewürze dazu und läßt alles 20 Minuten kochen. Dann kommt der in große Würfel geschnittene Fisch hinein, der in der Soße gar werden muß. Zuletzt schmeckt man das Gericht nach Salz ab, fügt den in ein wenig kaltem Wasser angerührten Rosenpaprika bei, verfeinert mit Magg's Würze und bringt zu Tisch, ohne die kurz eingekochte Soße anzugießen. — Sauerkraut ist eine empfehlenswerte Beigabe zu dem Fischgulasch. M. A.

Sammelfleisch auf ungarische Art. (Für 4 Personen, 1 Stunde.) Zutaten: 2 Pfund Sammelfleisch, 3 große Zwiebeln, ein Schüsselchen Rosenpaprika, etwas Salz, 50 g Fett, 1/2 Liter Fleischbrühe aus 1 Magg's Fleischbrühe. Zubereitung: Das Fleisch wird in wahlungsgröße Stücke geschnitten. In dem heißen Fett läßt man die feingehackten Zwiebeln weichdünsten (nicht braun werden), gibt darauf den Rosenpaprika und das Salz, zuletzt das Fleisch. Nun läßt man alles zusammen an nicht zu heißer Stelle des Herdes im eigenen Saft dünsten. Sollte der Fleischsaft eindünsten, so gibt man von Zeit zu Zeit etwas Fleischbrühe dazu, damit das Fleisch nicht anbrennt, und läßt dünsten, bis das Fleisch weich ist. J. M.

Blumenkohlsoße. (Für 4 Personen.) Zutaten: 1 Blumenkohl, Salz, Pfeffer, 3 Eßlöffel Öl, 2 Schüsseln Eßig, 1/2 Teelöffel Salz, 1 Zwiebel, 10 Tropfen Magg's Würze, ein Viertel saurer Rahm, gehackte Petersilie. Zubereitung: Die Blumenkohlröschen werden abgeseigt, gewaschen und in Salzwasser weichgekocht, sie dürfen aber nicht zerfallen. Man schüttet sie ab, — die Brühe verwendet man zur Suppe — und mengt sie nach dem Erkalten in der gut verrührten Salatsöße an. D. B.

Aus dem Engen und Welten

Eine 1000000-Maschinenfabrik.

Auf nicht alltägliche Weise suchte kürzlich die britische Admiralität die zahlreichen in ihren Büros beschäftigten Maschinenfabrikanten zu größerem Eifer anzuapornen. Eines Morgens wurde die ganze Schaar in einem großen Saale des Admiraltätsgebäudes zusammengerufen. In der Mitte saß an einem Tisch mit einer Schreibmaschine eine junge Dame: Fräulein Eleanor Mitchell, die als Probe ihres fabelhaften Könnens abgelebte Schmitz'sche Buchstaben und Zeichen nach von den Tasten entfernt, gleichwohl

Sie erschienen in hellen Haufen, wuschen, gerieten zunächst in einen lebhaften Wortstreit, dann sich gegenseitig kräftig in die Haare, wobei im weiteren Verlaufe der Dinge die Gebärdensprache zum Teil demoralisierte und die anwesenden Vertreter der hohen Obrigkeit tätlich bedroht wurden, so daß sie nach dem Grundsatze, daß Vorrat der bessere Teil der Tapferkeit sei, es vorzogen, schleunigst die Flucht zu ergreifen.

Die ehrfamen Wäscherinnen von London behaupteten als Sägerinnen das Feld, und die Regierung sah sich genötigt, das Seifenmonopol wieder aufzugeben. Auch Karl I. mußte nach anfänglichem Sträuben hierzu seine Unterschrift geben, obwohl die Königin ihm darob eine temperamentvolle eheleiche Szene bereitete: Denrrette zick ihn der Reiztheit sowie noch eifriger ähnlicher Eigenschaften, und zwar mit derart erhobener Stimme, daß man am nächsten Tage in ganz London davon erzählen konnte.

Wer es half nichts. Das Seifenmonopol mußte fallen, die braven Wäscherinnen bezogen ihre Seifen wieder wie ehemals von den Seifenhergebern, und die öffentliche Ruhe war wieder hergestellt — um bei der nächsten Gelegenheit wieder von irgend einer Revolte erschüttert zu werden...

Abwechslung in der Fastenzeit

In unserer arbeitsbewegten Zeit wird und kann das strenge Fasten kaum durchgeführt werden. Und doch haben die mannigfaltigen Wehren unserer Ernährungsreformer vielen Menschen die Lieberzeugung beigebracht, daß die letzten Wintermonate gerade einer Blutrreinigung besonders zuträglich seien. Eine solche Kur bedeutet aber ebenfalls Ausschaltung der Fleischnahrung. Es kommt es denn, daß auch weite Kreise unseres Volkes, die nicht streng religiös eingestellt sind, von der Fastenzeit beeinflusst werden. Um so schwieriger wird nun für die Hausfrau die Frage: „Was heute ich morgen“, wenn das übliche Fleischgericht durch etwas anderes ersetzt werden soll.

Man mag nicht immer Eierpfaffen essen, doch soll nicht unterwunden bleiben, daß man gerade mit Eiern immer wieder etwas Neues gareden kann. Spinat mit Ei taugt für die Jahresszeit nicht, aber Grünkohl mit Ei läßt sich ebenso nett anrichten und mundeit recht angenehm. Eier auf Tomaten ist auch nichts Schlechtes. Eiernudeln werden ausgequollen und mit einer dicken Schicht von gewürztem Tomatenmus — es kann auch eingelestes sein — überzogen. An der Oberfläche wird das Gericht mit hartgekochten Eiern verziert.

Dieses Tomatengericht lenkt unsere Gedanken unwillkürlich auf andere Gemüse. Da bieten sich zum Abendrost statt Fleischbeleg die reizvollen Gemüsesalate als Zukunft zum Butterrost an. Gehackte Gelbrüben, Kartoffeln und — wenn die Vorratskammer hergibt — eingelegte grüne Bohnen und Spargel werden in Scheiben geschnitten, mit Kapern oder feingehackten Salzgurken vermischt mit Apfelmus, Zitronensaft und Salz abgeschmeckt. Kurz vor dem Auftragen salzt man das Gemüse und richtet es mit 1/2 Liter Rahm in einer Glaschüssel an. Statt des Rahms kann man natürlich auch Mayonnaise als Bindemittel nehmen und den Salat dann mit Tomatenwürfeln schmücken.

Man braucht das Gemüse aber nicht immer als Salat zu essen. Eine gute Gemüsesuppe ist eine reizvolle Bereicherung des Speisetisches. Man wählt dieselben Gemüse wie zum Salat, ersetzt aber die Kartoffeln durch Blumenkohl, rote Erbsen oder gehackte, getrocknete Pilze. Das Gemüse läßt man einmal miteinander aufkochen. Dann stellt man eine Süßlöffeligkeit her aus 1/2 Liter Apfelmus oder Apfelsaft. Wenn mans kräftiger liebt, aus ein Viertel Liter Eßig und ein Viertel Liter Wein. Man weicht sodann 8 Blatt Gelatine kurz ein und gibt sie ausgebrüht in die Süßlöffeligkeit, die noch mit einem Viertel Liter heißem Wasser verdünnt worden ist. Hat sich die Gelatine gut gelöst, so füllt man etwas davon in eine ausgepulste tiefe Schüssel, fügt, wenn sie fast erstarrt ist, die abgekochte Gemüsesuppe darauf und gießt den Rest der Süßlöffeligkeit darüber. Die angegebene Flüssigkeit reicht für 1 Pfund Gemüse.

Besonders schmackhaft ist ein ganz feiner Gemüsesalat, der nur aus Erbsen, Spargel, Blumenkohl und Mayonnaise besteht, wenn er in ausgehöhlten Mandarinschalen, mit Mandarinsäften beträufelt, gereicht wird. Dieses Gericht wird den Beifall aller derer finden, die einen besonderen Reiz auf Erbsen haben.

J. v. B.

Grüß die Westmestlerin einen ihr in die Maschine diktierten Aufsatz mit einer Geschwindigkeit von 900 Umschlägen in der Minute nieder. Dann hatte Eleanor Mitchell einen Zeitungsartikel in englisch abzuschreiben, gleichzeitig aber eine lebhaft französische Unterhaltung mit einem Beamten des Auswärtigen Amtes zu führen. Unter dem Geklapper der Tasten flogen die Worte in Rede und Gegenrede hin und her, bis schließlich der Diplomat um Gnade bat, da es mit seinem Französisch zu Ende sei. Als letzte Probe schrieb Fräulein Mitchell mit verbundenen Augen ein Diktat mit einer Geschwindigkeit von 90 Worten in der Minute, ohne dabei einen einzigen Fehler zu machen. — Der Leistung der jungen Dame muß man wirklich Achtung entgegenbringen, und wir wollen hoffen, daß die britische Marinebehörde, die offenbar nach dem alten Worte behandelt hat, „Ein gutes Beispiel macht Nachahmung“, ihre Absicht, durch diese Vorführung ihre Angestellten zu erhöhter Tüchtigkeit anzuapornen, auch in gewinnlichem Umfange erreicht.

Fünf Minuten Schweigen für die Braut. In dem Hauptstich der englischen Quäker zu Hampstead wurde vor kurzem eine eiserne Gedächtnisfeier. Sterben Hugh Murray, der Sohn des Professors Murray, erklärte in Gegenwart von mehreren hundert Zeugen: „Freunde, in der Nacht Gottes und in der Gegenwart dieser Versammlung nehme ich meine Freundin Margarete zu meiner Frau.“ Sein Vater, der neben ihm saß, forderte nun die Versammlung auf, fünf Minuten zu Ehren der Braut und mit besten Wünschen für sie in Schweigen zu verharren. Dann erklärte der Brautkammer mit wenigen Worten, daß er seiner Frau Treue und Wahrhaftigkeit verspreche. Am letzte die Braut ein ähnliches Versprechen ab. Die Gesellschaft hatte dann die Aufgabe, fünf Minuten zugunsten des Brautpaars zu schweigen und nachzudenken. Die Veranstaltung, bei der weder ein Glöckchen noch ein Chor mitwirkte, wurde dann durch einen Quäker abgeschlossen.

Der Schloß seiner Liebe. Der erste Gnadenerschlag, den der neue Gouverneur des nordamerikanischen Staates Wisconsin kürzlich unterzeichnete, identete einem eigenartigen Verbrecher die Freiheit. John Weiers Fall erregte seiner Zeit der ungewöhnlichen Begleitumstände wegen allgemeines Aufsehen, und die Volksstimme sprach den Verbrecher moralisch frei. Der Farmer Wiesen aus La Crosse hatte mit seiner Frau nicht im besten Einvernehmen gelebt. Trotzdem dachte niemand an ein Verbrechen, als Wiefens Leiche eines Morgens in seinem Schlafzimmer gefunden wurde. Zweifellos hatte er Selbstmord begangen, denn unweit von ihm lag ein Gewehr, an dessen Abzug ein Bindfaden befestigt war. Außerdem fand sich auf dem Tisch ein kurzer Abschiedsbrief vor. Wiesen wurde beerdigt, und seine Frau gab sich nicht die geringste Mühe, vor den Leuten ihre Liebe zu dem jungen Weier zu verdrängen. Doch plötzlich trat eine unerwartete Wendung ein. Wiefens Farmhaus brannte ab, und die Feuerwehre fand zwischen den rauchenden Trümmern eine Pistole, die man sofort als Weiers Eigentum erkannte. Die Waffe lag dort, wo sich vor dem Brande das Schlafzimmer der Eheleute Wiesen befunden hatte. Die Entdeckung weckte den Verdacht der Polizei, und Weier wurde einem längeren Verhör unterzogen. Er bestritt aber ganz entschieden jede Schuld. Dabei fiel es aber einem der Polizisten auf, daß zwischen Weier und Frau Wiesen, die dem Verhör beimohnte, eine Art stillschweigender Verständigung bestand. Deshalb wurde die Frau aus dem Zimmer entfernt, und es dauerte nun nicht lange, bis Weier ein vollständiges Geständnis ablegte. Er hatte vor einigen Jahren Frau Wiesen kennen gelernt und war — wie er sich selbst ausdrückte — ihr willensloser Sklave geworden. Die bedeutend ältere Frau leitete ihn mit einem Wink. Er versuchte schließlich, dieser Hellsicht zu entkommen, doch Frau Wiesen hielt ihn mit Gewalt zurück und schloß ihn in einem Kiebbraum neben dem ehelichen Schlafzimmer ein. Dort lebte Weier noch lange, ohne daß der Farmer seine Anwesenheit geahnt hätte. Sundertmal wollte der junge Mann sich dem Gemann selbst entdecken, tats aber nicht. Eines Tages tritt sich Wiesen im Schlafzimmer mit seiner Frau und — wie ihr, sie zu töten. Da stürzte Weier aus dem Kiebbraum und schoß Wiefens mit der Pistole nieder. Kalten Blutes brüchte ihm die Frau ein Gewehr in die Hand. „Schieß noch einmal! Doch so, daß man nichts von der Pistolenmunde sieht.“ Zweifellos war Weier auch geistig der willenslose Sklave der Regäre.

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena. Druck und Verlag: E. Sank, Altena.

Die Störung ist beseitigt

Skizze von Walter A. Persich

Jan Pedersen ist — ja, er sagt: Junggeselle. Man weiß darüber nichts Genaues, jedenfalls hat Jan eine ziemlich große Wohnung, in der außer ihm nur ein gelbweißer Rahabu sich aufhält.

Zwei Nächte hinter einander hat Jan einen Traum, beide Male denselben, aber auch am Morgen des dritten Tages kann er sich nicht besinnen, wie es war.

Er schläft diesen Abend ein wenig schwerer ein — und erwacht im Finstern seines Schlafgemaches. Das Niederträchtigste ist die Luft dieses eben verronnenen Traumes, der ihn nun dreimal plagte: Ihm träumt, plötzlich gebe im Herrenzimmer das Telefon. Ihm träumt weiter, er erwache. Jetzt hört er in seinem Herrenzimmer, in seiner Wohnung, die, wie er weiß, völlig menschenleer ist, eine Frauenstimme reden. Spritzt — im Traum — angestrichelt auf, geht über den Flur, erschrickt, daß im Herrenzimmer Licht brennt, sieht sich ein Herz, geht weiter — niemand ist am Schreibeisch, kein Mensch, auch keine fremde Frau. Aber umständlich gewacht Jan — im Traum immer noch — daß neben der Schreiblampe der Telefonhörer auf der Tischplatte liegt, die Mäusel nach oben gereckt, wie man ihn ablegt, wenn man für ein begonnenes Gespräch Papiere sucht oder die Türlocke geht.

Jan erwacht. Ihm ist jämmerlich zumute, dennoch denkt er: Den Traum habe ich jetzt, der entwirrt mir nicht mehr! Zu hören ist nur das Ticken der Uhr aus dem Nachtschrank. Die Stille singt. Keine Telefonhörer läutet — man kann sich alles gut erklären: starker Kaffee, dunkle Zigarren, schweres Essen, wenig Arbeit und später Schlaf; die Nerven also. So liegt er eine halbe Stunde, er, der sonst so bombastisch schläft, wach. Und da — wer sollte es glauben — läutet das Telefon! Mit einer unerhörten Deutlichkeit! Zwei Sätze, Licht auf dem Flur, Jan springt ins Herrenzimmer, im Vorbeilaufen die fünf Lampen einschaltend, reißt den Hörer von der Gabel.

„Haben Sie“, fragt eine Stimme, „bei mir angerufen? Seit drei Nächten träumt mir das nun, jetzt läutet der Apparat, und dann ist niemand da.“

„Nicht eine Nacht“, sagt Jan, schon ruhiger, „aber wieso seit drei Nächten? Hier, an meinem Telefon, ist jedenfalls was los. Es läutet heute, aber seit drei Nächten träumt mir ebenso, haben Sie sich etwa einen Scherz erlaubt?“

„Ich? Das ist doch arg, ich ängstige mich in dem großen Haus, und Sie verdächtigen mich! Oh, ich fürchte mich so — vielleicht sind es Einbrecher, die mich fort locken wollen, die meine Furcht kennen.“

„Aber Gnädige, die würden doch nicht vorher anrufen. Und wenn — aber nein, das wäre ja unschicklich!“

„Bitte, sprechen Sie nur weiter! Ich kenne Sie ja nicht, und Sie kennen mich nicht. Was wäre unschicklich, wenn...?“

„Gut, also. Ich wollte sagen: Wenn Sie sich wirklich so ängstigen, könnte ich zu Ihnen kommen, um Sie zu beschützen — natürlich Uninn, denn die Polizei kann genau so schnell bei Ihnen sein.“

„Und mich auslachen — ich würde mich ja schämen, weil man bestimmt meine Furcht für übertrieben hält. Sie haben sich auch ein wenig gefürchtet, ich merke es. Da brauche ich mich weniger zu fürchten. Kommen Sie doch, bitte, bitte — von Minute zu Minute wird meine Angst unerträglich.“

„Gut“, sagte Jan zögernd, „ich werde in fünf Minuten angelockt sein. Wohin soll ich denn kommen?“

„Theresienstraße 25, es ist ein einzelnes, weißes Gartenhaus, mit grünen Fenstern. Sie können es nicht verfehlen. Rufen Sie sechs-mal, dann öffne ich.“

„In zehn Minuten — ich lasse einen Wagen kommen.“ Jan drückt die Gabel nieder, fordert den Autor und kleidet sich nach der Bestellung rasend eilig an. Schon im Taxi fällt ihm ein, daß er überhaupt nicht weiß, zu wem er fährt. Wenigstens den Namen hätte er verlangen sollen. Wenn nun bei ihm Einbrecher...

Tatsache, das ganze Haus ist erleuchtet. Hat sich vielleicht eine lustige Gesellschaft einen Scherz erlaubt? Mehr ängstlich als gespannt eilt er durch den Garten, läutet sechsmal, eine Dame senkt den Kopf: „Verzeihen Sie, es ist ja Unfinn, was ich da gemacht habe. Die Dienstboten feiern eine Hochzeit, und ich bin ganz allein. Da kann man sich fürchten, nicht wahr?“

Diese Stimme — denkt Jan eintretend und wendet sich an der Garderobe um, als er den Mantel ablegt — und zieht ihn sofort wieder an. Die Dame blüht ihm ersaunt ins Gesicht und wird bleich.

Jan nimmt schon den Hut. „Jetzt“, sagt er, „verstehen Sie die Komödie! Ich hätte es eher merken sollen — Du bist es also, Mary? Nein, danke, der Trick ist doch zu plump. Du hältst uns beide nicht auf diese Art an die häßliche Stunde vor fünf Jahren erinnern sollen, als wir uns wegen Deiner unbegründeten Eifersucht trennten. Es ist besser, die Polizei beschützt Dich vor blöden Einfällen. Einbrecher fürchtest Du wohl kaum...“

„Verzeihung“, die Dame, Mary also, die Frau, die getrennt von ihm lebte und erst seit

Wochen in dieser Stadt wohnt, „wie sollte ich überhaupt wissen, daß Du hier wohnst?“ Die Tür knallt zu. Ueber den Gartenkies entfernen sich kurze Schritte.

Die Aufwartefrau kommt am Morgen ins Speisezimmer. „Eine Dame möchte Herrn Pedersen sprechen.“ Während will Jan ablehnen, da tritt seine Frau schon ein. Sie schmeizt beide, bis die Bedienerin gegangen ist. „Nimm bitte Platz.“

„Danke. Ich wollte Dich nur bitten, in meiner Gegenwart das Amt anzurufen. Vielleicht gibt es eine Möglichkeit, festzustellen, wie unsere Verbindung zustande kam. Ich habe jedenfalls den Hörer nicht angerührt.“

„Bah...“ macht Jan, geht aber doch ins Herrenzimmer und telefoniert an die Auskunft. „Sie erhalten in einer Viertelstunde Bescheid.“ Jan liest — angeblich — die Zeitung. Mary starrt — anscheinend gleichmütig auf die Wände. Hier also lebte er... Keine Frau umgibt ihn, und er könnte schon ein Kind haben — wie er sich's immer wünschte... Das Telefon: Es lag eine kleine Störung vor. Einige Kabel berührten sich, und es ist möglich, daß bei einer völlig anderen Verbindung die Drähte übereinander geschoben wurden. Die Störung ist beseitigt...“

„Nimmst Du etwa an, Jan, daß ich auch noch die Störungstelle bestanden habe?“

„Ich bin doch kein Kind, Mary.“ Er muß lachen und legt ungewollt die Hand auf ihre Stuhllehne. „Über Du scheinst ein Kind zu sein: Dich so zu fürchten!“

„Wenn man fünf Jahre immer und immer ganz allein gewesen ist!“

„Bist Du das, Mary? Du wirst doch einen anderen Mann kennen gelernt haben? Weißt Du, daß wir verabredeten, eigentlich in diesen Tagen zusammenzukommen, um uns scheiden zu lassen, wenn wir nicht anderen Sinnes geworden sind?“

Sie nicht. „Ich habe immer daran gedacht, besonders in diesen letzten Nächten, und weil ich nicht schlafen konnte, wurde mir so bange. Ich ahnte natürlich nicht, daß Du aus Berlin fortgezogen bist, als ich das Haus mietete.“

„Du hast an mich gedacht?“ — „Immer!“

„Dann“, sagt er langsam und beugt sich zu ihr, „haben wir das Gleiche gewollt — und wir wollten das Geheimnis des Telefons gar nicht mit der angeblichen Störung erklären. Es hat uns nur verbunden, weil wir verbunden waren — nicht wahr?“

Dieser Jan, heißt es überall, hat sich also verheiratet, und dabei war man immer in dem Glauben gewesen, er habe schon irgendwo eine Frau. Wie man sich irren kann!

Meilen. Den Atlantischen und den Stillen Ozean überquerte ich auf einem Dampfer, sonst aber legte ich die ganze Strecke in meinem winzigen Flugzeug zurück. Die Reise kostete ungefähr 2000 Pfund, diese Summe mußte ich aus meiner eigenen Tasche bezahlen.

Der Flug verlief nicht ganz gefahrlos. Ich mußte in der Wüste notlanden, ich kam mit dem Leben manchmal gerade so davon, ich hatte schreckliche Augenblicke zu durchleben, aber niemals wollte ich zurückkehren. Das Wort „Widerstand“ kenne ich nicht. Auf meiner ganzen Reise fühlte ich, daß ich lieber sterben als umkehren würde. Als ich in der Nähe des Persischen Golfes in der Wüste landete, blieb ich drei Tage lang ohne Nahrung und ohne Hilfe. Ich konnte die englischen Schiffe auf dem Meere sehen. Ich mußte, daß sie mich suchten, und wenn sie mich nicht fanden, dann würden sie mich nicht finden.

„Frau Bruce verheiratet!“ Was sie auch tatsächlich tat. Es wäre für mich leicht gewesen, mein Flugzeug anzuzünden und so den Schiffsen ein Zeichen zu geben, aber ich wollte meine Maschine nicht zerstören. Damit hätte ich mein Unternehmen aufgegeben. Als der dritte Tag heran kam, war ich halb tot. Ich beschloß, den Platz zu verlassen und nach Süde zu gehen. Nach vielen Stunden der Qual gelang es mir, durch einen Winden Vorhang an eine kleine Rettungsinsel zu gelangen, die mich dann schließlich fand. Drei Wochen lang war ich krank. Mein Mann telegraphierte, ich sollte zurückkommen. Ich bekam das Telegramm im Bett, kehrte aber doch nicht um.

Ich bedauere es auch nicht. Ich war vier und einen halben Monat unterwegs, was viele Menschen so lange finden. Aber ich wollte mich gern an verschiedenen Orten aufhalten und unternehme diese Reise zum größten Teil aus Abenteuerlust. Natürlich lernte ich dabei

Eiskunslauf-Meisterschaften in Berlin



Die Gewinnerinnen um den Weltmeistertitel. Von links nach rechts: Erna Anderjón (Norwegen); Elise Gledbe, die deutsche Meisterin; Raneil Gulliksen (Norwegen); Ranna Egedins (Schweden); Trith Burger (Wien); die Amerikanerin Maribel Vinson und Weltmeisterin Sonja Henie (Norwegen).

auch viel vom Fliegen und gewann nützliche Erfahrungen.

Ich erlebte Sensationen und Aufregungen genug. Doch was die Hauptsache ist: Ich fühle, ich habe mich verändert. Ich glaube, ich bin besser geworden. Wenn man der Gefahr, dem Leben und dem Tod ins Auge sieht, dann ändert man sich ganz bestimmt und sieht Sachen, die einem früher sehr wichtig vorkamen, ganz anders an.

Wenn man mich fragen würde, ob ich mein Abenteuer wiederholen würde, ich glaube, ich würde ja sagen. Natürlich hätte ich dann den Wunsch, mit meinem Mann zu fliegen. Aber obgleich ich viele Orte wiedersehen möchte, so würde ich doch auf die Frage, wo ich leben möchte, antworten: „Zu Hause!“ Die Welt ist klein. Es lohnt sich wahrlich, sie zu kennen. Aber die Heimat hat auch ihre Reize, die man erst schätzen lernt, wenn man sie in der Fremde entbehrt.

Das Kind in Sowjetrußland

Das neue Rußland kennt die Wichtigkeit der heranwachsenden Generation für sein oder Nichtsein des Regimes. Kommt einmal der Tag, an dem die heutige Schuljugend zu Männern und Frauen herangewachsen, ihren Platz an der Maschine einnehmen, dann hat die Idee der neuen Lebensform den gefährlichsten Teil ihres Weges hinter sich.

Ein soeben aus der Sowjetunion zurückgekehrter deutscher Schriftsteller berichtet im *Tagheim* (67. Jahrgang, Nr. 22) über die Jugenderziehung im heutigen Rußland u. a.: „Immer und überall wird das Prinzip des kollektiven Handelns gelehrt, wird vor allen Dingen das Kind frühzeitig an die Arbeit herangeführt. Arbeit wird nicht als ausschließliche Funktion der Erwachsenen angesehen, während dem Kind vorbehalten wäre zu lernen; Prinzip ist vielmehr die werktätig produktive Zusammenarbeit beider Generationen.“

Die Anschauungsformen der bürgerlichen Welt werden gewaltig, ja gewaltig gewandelt: bei der Erziehung des neuen Kindes vollzieht sich auch Erholung nie in der Form von Unfähigkeit. Wir sehen staunend und mit wenig Freude, wie der Blick des Kindes zu jeder Stunde auf Diagramme und Infografiken fällt, auf Führerbilder und Plakate, wie es in seiner Freizeit riesige Sammelkarten mit Zeitungs-ausschnitten anlegt.

Die Sowjetunion wendet allen Erziehungsfragen einen zum höchsten geistigen Eifer zu. Aber der stürmische Wille zum „raschen Fortschritt“ zeigt hier bisweilen Resultate, die leicht an Karikatur grenzen. So erzählt der junge russische Satiriker Michail Sosschenko von einem Lehrer, der ein paar Minuten nach der vorgegebenen Zeit sein Klassenzimmer betritt:

Der Primus fährt den Lehrer an: „Sie sind schon wieder zu spät gekommen!“, worauf der Lehrer sich mit einer flehentlich gebeten Strafenbahn zu entschuldigen versucht. Was aber der Primus resolut befehle schiebt: „Wir kennen diese Ausreden!“

Am Ende des harten Disputs geht der Lehrer erregt vor der Klasse auf und ab.

„Auf nicht hin und her!“ ruft ein Schüler. „Stell dich lieber an die Tafel!“

Der Lehrer stellt sich an die Tafel und schluchzt laut auf...

Das neue Kind in Rußland ist hart und grau. Es wird erzogen zum Glauben daran, daß eine technisch möglichst hoch entwickelte Welt die nächste Stufe ist auf dem Weg zu einer besseren Welt. Das russische Kind denkt mechanisch und materialistisch. Es träumt von Fabriken, von Traktoren, von Flugzeugen, es träumt un sentimentale, — aber — es träumt.

Dem neuen russischen Kind wird immer gepredigt, das Mystische habe keinen Platz in der Welt. Und doch ist sein Glauben und sein Träumen in seiner Unbedingtheit und Grabsinnigkeit ein Mystikum.



Madagaskars aufgehender Filmstern Rama Tabe in Berlin.

Rama Tabe bei der Ankunft in Berlin. Zur Premiere des exotischen Kulturfilms *„Cain“* traf die Hauptdarstellerin, eine Schönheit aus Madagaskar, namens Rama Tabe, in Berlin ein.

Revolte ums Waschfaß

Von S. Dröste-Hülshoff.

Zu Beginn des englischen Revolutionszeitalters in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts lag — ganz ähnlich wie heute bei uns — der Keim des Aufstiegs sozusagen fortwährend in der Luft. Die Bürger und Bauern befragten ihre irdischen Arbeiten, die Handelsleute gingen ihren Geschäften nach, im königlichen Schloß ihren Whitleit vergnügte sich der elegante Hochadel bei Maskenbällen und Theateraufführungen. Im Vorborgern aber herrschte allgemeine Mißstimmung. Eine beständige Unzufriedenheit mit allem Bestehenden griff immer weiter um sich, und kleine, verhältnismäßig unbedeutende Anlässe genügten volllaut, um die kochenden Lauge war nicht gut für sich zu lassen.

überall glimmenden Funken zu loderbenden Flammen anzufachen.

Der zweifelloso originellste der verschiedenen mehr oder minder schweren Aufstände, die damals die Vorboten jener revolutionären Ereignisse bildeten und endlich 1649 in der Hinrichtung des unglücklichen Stuartkönigs Karl I. gipfelten, war wohl die sogenannte „Wascherinnenrevolte“, die sich vor 300 Jahren, nämlich um 1631, in London ereignete. Die Ursache dieser Empörung der ehrlichen Weiberherrinnen von Büsche und Waschfaß lag im letzten Ende in der verkommenen Finanzwirtschaft, die während der Regierungszeit des „weißen Königs“ in England herrschte. Die kunstbegeisterte Karl I. und die elegante Königin Henriette verbrauchten viel Geld, noch bei weitem mehr aber floß in die unergündlichen Taschen von allerlei Günstlingen, von bestechlichen Richtern und ungetreuen Beamten.

Die unausbleibliche Folge war eine ewige Leere der staatlichen Kassen. Um diese einigermassen auszufüllen, belegte man alles nur Erdenkliche mit hohen Abgaben. Eine Aufzählung der Dinge, die damals besteuert wurden, könnte selbst den geduldestigsten Finanzminister unserer Tage noch manche Anregungen bieten: Nicht nur Wein, Bier, Tabak, Spielkarten, Salz, Kohle und Eisen, sondern auch noch Käse, Stoffe, Schießpulver, Häute und Leder, Knöpfe und Augengläser, ja selbst Heringe versahen einer ausgiebigen Besteuerung, und eines Tages kam auch die Geise an die Reihe. Auf Anraten einiger Günstlinge übertrug der König gegen hohe Gebühren das alleinige Herstellungsrecht für Seife einer Gruppe von geschäftstüchtigen Cellulanten, die von diesem Monopol reiche Einnahmen erhoften. Der alsbald einsetzende lebhafteste Protest der um ihr Brot gebrachten Seifenweiber verhallte zunächst ungehört. Jedoch bald erhielten diese eine unerwartete, dafür aber um so wirksamere Unterstützung von seiten der Londoner Wascherinnen, die herausfanden, daß die neue Monopolseife aus schlechtem Material hergestellt war und Wäsche und Hände angriff. Es gab ein paar lärmende Demonstrationen, von denen die hohe Obrigkeit wenig entzückt war. Dann wurde befohlen, daß die königliche Hof- und Leibwascherin in der Sache ein unparteiisches Urteil fällen solle. Eingedenk ihrer Stellung lobte Frau Jessie natürlich prompt die neue Monopolseife in den höchsten Tönen. Aber ihre Kolleginnen kamen rasch darauf, daß Frau Jessie die neue Seife — überhaupt noch nicht angerührt hatte, sondern vielmehr ihre Arbeit mit Hilfe eines rechtzeitig gehamerten großen Vorrats alter Seifenstücke verrichtete! Darob ergrimmt die biederen Wascherinnen gar sehr, zogen Frau Jessie mit Gewalt aus ihrer Stube und verprügelten sie dergestalt, daß sie in stark derangierter Zustand im Hause des Lordmanors Schutz suchen mußte. Die Wascherinnen aber tobten weiter, und um sie zu befriedigen, wurde schließlich ein großer öffentlicher Waschtisch angelegt, bei dem in der Guildhall zu London alte und neue Seifen angesichts des Publikums erprobt werden sollten. Doch mit den Pann von der unbedeutenden Anlässe genügten volllaut, um die kochenden Lauge war nicht gut für sich zu lassen.